

Glenrothes

Stellen wir uns das Jahr 1879 in Schottland vor: In Rothes, einem kleinen Ort in der Speyside, beschließt ein paar Geschäftstüchtiger, dass Wasser, Gerste und Hefe zusammen mehr Freude bringen können als allein. So entsteht die Glenrothes Distillery – natürlich gleich neben einer Kirche, samt Friedhof, denn in Schottland war das die übliche Nachbarschaftsordnung: hier der Whisky fürs Diesseits, dort der Segen fürs Jenseits.



Die ersten Jahre waren allerdings weniger gesegnet. Kaum fertig gebaut, brannte die Brennerei schon einmal ab. Und weil man in der Speyside keine halben Sachen macht, wiederholte sich das Schauspiel noch ein paar Mal in der Geschichte – Feuerwehreinsätze sind sozusagen ein fester Bestandteil der Glenrothes-DNA. Manche munkeln, das sei der Beweis, dass Angels' Share und Funkenflug keine gute Kombination sind.

Doch Glenrothes hielt durch. Statt sich vom Schicksal kleinkriegen zu lassen, bauten die Leute immer wieder neu auf – und wurden dabei auch noch besser. So entwickelte sich Glenrothes zu einer jener Destillieren, die man als „Blender's Darling“ bezeichnen könnte: Ein Whisky, der nicht laut schreit, sondern subtil überzeugt. Jahrzehntelang verschwand er still und bescheiden in den großen Blends von Berry Bros. & Rudd und anderen. Kenner aber wussten: Hier schlummert etwas Eigenes.

Und tatsächlich – Glenrothes Single Malts sind berühmt für ihre Jahrgangsabfüllungen. Während andere Destillieren ihren Whisky mit Altersangaben schmücken, stellte Glenrothes mit einem Lächeln auf dem Fass einfach das Jahr der Destillation in den Vordergrund. Wie beim Wein: „Ach, du trinkst einen 1991er Glenrothes? Ausgezeichnete Ernte, etwas Regen im Sommer, aber großartige Reife im Fass.“

Im Glas zeigt sich das Ganze dann typisch Speyside: fruchtig, oft mit einer schönen Balance aus Sherry-Süße und würzigem Eichenholz. Kein Kilt und kein Dudelsack, sondern feine Noten von Vanille, Orangenschale, Rosinen – und manchmal ein Hauch Backstube, als hätte die Oma gerade einen Obstkuchen in den Ofen geschoben.

Heute gehört Glenrothes fest in die Riege jener Destillieren, die Kenner mit einem wissenden Nicken würdigen. Kein Marketing-Donner, kein Hokuspokus – sondern Whisky, der aus Tradition, Handwerk und einer gewissen schottischen Sturheit gewachsen ist. Und wenn man die Geschichte betrachtet, ist Glenrothes vielleicht die Destillerie, die am besten zeigt: Manchmal braucht es einfach Geduld, Humor und ein gutes Löschesystem.

Springbank

Wenn man die Whiskywelt wie ein Schulzimmer betrachtet, dann wäre Springbank der leicht verschrobene, aber hochbegabte Schüler in der letzten Reihe: etwas eigenwillig, manchmal schwer zugänglich, aber alle wissen – ohne ihn wäre der Unterricht langweilig.

Gegründet wurde die Destillerie 1828 in Campbeltown, damals selbsternannte „Whiskyhauptstadt der Welt“. Über 30 Brennereien standen in der kleinen Hafenstadt – heute sind davon gerade einmal drei übrig. Springbank ist das unbeirrbar Überbleibsel, das trotzig überlebt hat, während ringsum die Lichter ausgingen.



Was macht Springbank so besonders? Nun, dort wird alles – wirklich alles – selbst gemacht. Während die meisten Destillerien längst ihre Gerste von irgendwoher mälzen lassen, schleppt Springbank sie immer noch auf den eigenen Malzboden. „Floor Maltings“ heißt das offiziell. Die Mitarbeiter nennen es wahrscheinlich: „Rückenschmerzen vom Wenden.“

Und als wäre das nicht genug, haben sie gleich drei Brennmethoden im Haus:

- **Springbank** selbst: zweieinhalbfach destilliert (ja, richtig gehört – keine zwei, keine drei, sondern zweieinhalb; Campbeltown-Mathematik eben).
- **Longrow**: zweifach destilliert und kräftig getorft, weil man irgendwann beschlossen hat, Islay Konkurrenz zu machen.
- **Hazelburn**: dreifach destilliert, mild und elegant, fast schon ein diplomatischer Ausgleich zum Rest.

Drei Whiskys, ein Dach – das macht Springbank zur Schweizer Taschenmesser-Destillerie Schottlands.

Und dann dieser Charme der Unangepasstheit: Während die Branche modernisiert, verpackt und digitalisiert, läuft bei Springbank vieles noch wie 1950. Kein Hochglanz-Marketing, keine quietschbunten Etiketten – dafür ehrlicher Whisky, bei dem man manchmal das Gefühl hat, er sei genauso eigensinnig wie die Leute, die ihn machen. Wer eine Führung mitmacht, weiß: Hier riecht es nach Arbeit, nach Öl, nach Rauch – und nicht nach PowerPoint-Präsentationen.

Das Ergebnis im Glas? Komplex, manchmal wild, oft salzig und maritim, immer charakterstark. Eben ein Whisky, der keine Kompromisse eingeht – und genau deshalb von Kennern kultisch verehrt wird. Springbank ist kein „Everybody’s Darling“, sondern der Whisky, bei dem man nach dem ersten Schluck denkt: „Moment mal ...“ und nach dem zweiten: „Verdammt, der hat was!“ Kurzum: Springbank ist die letzte Bastion Campbeltowns, stur wie ein Felsen an der Küste – und genau deswegen so unverzichtbar.

Highland Park

Stell Dir einmal vor: Ganz oben, fast schon kurz vorm Nordpol, auf den Orkney-Inseln, beschließt Ende des 18. Jahrhunderts ein gewisser Magnus Eunson, dass er unbedingt eine Destillerie eröffnen muss. Zumindest sagt die Legende das. In Wahrheit war Magnus eher ein Schmuggler, der die Kirche als Lagerhaus nutzte. Sonntag Predigt, Montag Schwarzbrennerei – Work-Life-Balance auf Orkney eben.



1798 taucht Highland Park offiziell in den Aufzeichnungen auf, und seitdem gilt: Wer dort Whisky macht, muss wetterfest sein. Denn auf Orkney weht der Wind nicht, er beißt. Bäume? Fehlanzeige. Deshalb wird das Malz noch heute mit einer ganz eigenen Torf-Mischung getrocknet: viel Heidekraut, wenig Holz. Das Ergebnis? Rauch, ja – aber eher duftend, floral, wie ein Lagerfeuer im Kräutergarten.

Highland Park liebt Tradition – und das merkt man sofort: Sie sind eine der wenigen Destillieren, die noch selbst mälzen. Und nein, das ist kein romantisches Marketingmärchen, sondern echte Knochenarbeit. Das Malz wird von Hand gewendet, Tag und Nacht. Wer da arbeitet, braucht entweder starke Arme oder einen guten Physiotherapeuten, am besten beides.

Das Ganze ist eingebettet in ein sehr nordisches Selbstverständnis: Wikinger-Mythologie wohin man schaut. Flaschen heißen plötzlich „Thor“, „Odin“ oder „Freya“. Und seien wir ehrlich: Man fühlt sich schon ein wenig heroischer, wenn man abends auf dem Sofa sitzt, ein Dram einschenkt und sich einredet, man trinke wie ein echter Nordmann – auch wenn man eigentlich nur Chips zum Glas knabbert.

Und was im Glas steckt? Ein Stil, der seit Jahren Whisky-Nerds begeistert: perfekt ausbalanciert zwischen Süße und Rauch, zwischen Sherryfass-Würze und Heidekrautrauch. Highland Park ist nicht der Lauteste, nicht der Schwerste, sondern der mit dem „Alles-in-der-Richtigen-Menge“-Charakter. Ein Whisky, der sozusagen den inneren Wikinger und den inneren Feingeist gleichzeitig bedient.

Und wenn man nachfragt, warum Highland Park so beständig erfolgreich ist, lautet die Antwort vermutlich: Weil man dort auf Orkney schon immer ein bisschen eigen war. Wer Wind, Regen und Schmuggler-Vergangenheit überlebt, für den ist der Rest der Whiskywelt nur noch angenehme Abwechslung. Apropos überleben: Mutige reisen an zum Baa in Kirkwall und joinen Uppis oder Doonis vor der St. Magnus Kathedrale und versuchen, nicht zu sterben.

Dingl

Manchmal fragt man sich: Wie bringt man eine ganze Whisky-Nation zurück ins Gespräch? In Irland war das lange Zeit ein Thema. Von einst hundertsten Destillieren waren Anfang des 21. Jahrhunderts nur noch eine Handvoll übrig. Und dann, 2012, kam ein Trupp von Enthusiasten an die stürmische Westküste, in die kleine Stadt Dingle, und sagte: „Wir machen jetzt Whisky.“



Und zwar nicht irgendeinen. Keine Großproduktion, keine Industriekessel, sondern **Handarbeit in Kleinstmengen**. Sozusagen Craft Whisky, bevor das Wort in jeder Marketingbroschüre klebte. Drei kupferne Pot Stills, klein, elegant – und der ehrgeizige Plan: Irischer Whiskey soll wieder Charakter haben.

Die Anfänge waren herrlich unvernünftig. Geld war knapp, also verkaufte man „Founding Fathers“-Fässer: Wer sich beteiligte, bekam sein eigenes Fass. Quasi Whisky-Crowdfunding, lange bevor Start-ups das hip fanden. Das Schönste daran: Die Menschen, die investierten, mussten Jahre warten, bis ihr Fass reif war – und haben es trotzdem getan. Das sagt viel über die Leidenschaft aus, die Dingle von Anfang an begleitet hat.

2015 kam dann die erste Abfüllung. Klein, limitiert, und sofort weg. Heute noch sind Dingle-Releases Ereignisse: Sammler sabbern, Händler geraten ins Schwitzen, und Kenner nicken wissend, wenn sie ein Sample ergattern.

Und der Whisky selbst? Typisch irisch, ja – dreifach destilliert und wunderbar fruchtig – aber mit einer Tiefe, die man nicht erwartet von so jungen Jahren. Viel Einfluss der Fässer: Bourbon, Sherry, Port, manchmal auch ausgefallene Experimente. Dingle zeigt, dass Alter nicht alles ist. Wie beim Menschen: Manche sind mit Anfang 20 schon interessanter als andere mit 50.

Und neben Whisky? Natürlich Gin und Vodka. Schließlich muss die Kasse klingeln, während der Whiskey reift. Und – kleiner Fun Fact – der Dingle Gin ist längst so erfolgreich, dass er fast zum Aushängeschild geworden ist. Aber unter Kennern gilt: Das Herz schlägt in den Pot Stills, wo der irische Whiskey langsam seine Flügel ausbreitet.

Dingle ist damit mehr als nur eine Brennerei – es ist ein Symbol. Ein Beweis, dass Mut, Idealismus und ein bisschen irische Sturheit ausreichen, um einer ganzen Nation frischen Spirit einzuhauchen. Und mal ehrlich: Wenn eine Destillerie an der wilden Atlantikküste, wo Wind und Regen quer durch die Straßen pfeifen, nicht Whisky machen soll – wo dann?

Inchfad

Ah, jetzt wird's spannend – **Inchfad** ist kein „klassischer“ Name, den man in der Whiskywelt ständig hört. Und genau darin liegt der Witz: Die Geschichte ist echt, aber ein bisschen verrückt, genauso wie dieser Bottler– perfekt für ein Kenner-Publikum mit Humor, wie uns.

Wenn man „Inchfad“ hört, denkt man vielleicht zuerst an eine kleine Hebriden-Insel, wo ein einzelner Schotte sich den Dudelsack kratzt und liebevoll auf seine Schafe blickt. Aber nein: **Inchfad war eine Destillerie** – oder besser gesagt, **ein Destillerchen** – **auf der Insel Loch Lomond**, gegründet um 1870.



Die Geschichte ist schnell erzählt – und doch voller „Whisky-Tragikomödie“. Zwei Brüder, die Bullocks, wollten das große Geld machen und eröffneten die Loch Lomond Distillery. Dort produzierten sie verschiedene Marken, und eine davon war: Inchfad. Ein torfiger, kräftiger Malt, der eigentlich zeigen sollte: „Wir können auch Islay-Style, nur eben ohne Islay.“

Das Problem: Wirtschaftlich lief's alles andere als rund. Die Loch Lomond Distillery schloss schon 1930 wieder – und Inchfad verschwand mit ihr. Heute ist Inchfad kein romantischer Lost Place mit Touristenführungen, sondern nur noch ein Name, den Sammler und Nerds wie ein geheimes Zauberwort flüstern.

Das Lustige daran? Inchfad taucht manchmal in unabhängigen Abfüllungen auf – und sorgt zuverlässig für Diskussionen:

- Die einen sagen: „Ach, das ist doch nur ein Loch Lomond-Experiment!“
- Die anderen: „Aber genau das macht ihn so spannend – ein Whisky wie ein schottischer Kuriositätenkabinett-Beitrag.“
- Und alle zusammen nicken am Ende, wenn sie merken: Typisch Loch Lomond, ein bisschen verrückt, ein bisschen unberechenbar – aber niemals langweilig.

Und seien wir ehrlich: Inchfad ist das perfekte Beispiel für die Eigenart der schottischen Whiskygeschichte. Während die großen Namen ganze Regale füllen, gibt es diese kleinen Geister – fast vergessene Destillerien oder Marken –, die plötzlich wieder aus der Flasche auftauchen und einem ein Grinsen ins Gesicht zaubern.

Also: Wenn Euch bei einem Tasting jemand einen Dram Inchfad einschenkt, seid nicht irritiert. Seht es als Zeitreise – zurück in eine Ära, als man in Schottland experimentierte, als gäbe es kein Morgen. Vielleicht nicht der eleganteste Whisky, vielleicht nicht der berühmteste – aber definitiv einer, über den man lachen, reden und anstoßen kann. Und Jack war dabei kein Inch fad.

Ardbeg

Hier kommt eine unterhaltsam-wahre Geschichte über Ardbeg, mit einem Augenzwinkern für alle Islay-Insider: Ardbeg – Rauch, Torf im Gummistiefel und ein kleines bisschen Wahnsinn. Es war einmal auf der sturmgepeitschten Südküste von Islay, wo sich die Gischt des Atlantiks mit dem Duft von Torfrauch und Seetang vermählt. Dort steht Ardbeg, jene Destillerie, die seit 1815 (ja, Wiener Kongress, Metternich smiles) so tut, als hätte sie den Torf persönlich erfunden – und die ihn bis heute mit einer Mischung aus Besessenheit und Humor in flüssiges Gold verwandelt. Ardbeg war nie eine ganz gewöhnliche Brennerei. Schon die Gründung durch die Familie McDougall war ein bisschen wie ihre Whiskys: kräftig, kompromisslos und mit einer deutlichen Prise Chaos. Über die Jahrhunderte wechselten Eigentümer, Manager und Visionen – und manchmal brannte der Stillstand heißer als die Brennblasen. In den 1980ern war Ardbeg sogar so gut wie tot. Die Destillerie stand still, die Lagerhäuser waren stiller als ein Fass nach dem letzten Angel's share. Für viele Islay-Fans war es ein Drama in drei Akten – und das Publikum befürchtete, die Bühne würde für immer dunkel bleiben. Doch dann kam 1997 die Rettung in Form von Glenmorangie (heute Teil von LVMH). Die neuen Besitzer machten das, was Ardbeg-Fans lieben: Sie ließen den Torf wieder sprechen – und wie! Das altherwürdige Ardbeg-„Kultkomitee“ wurde gegründet, eine Art Geheimbund für Eingeweihte, die von den rauchigsten Tropfen schwärmen und bereit sind, für limitierte Abfüllungen Schlange zu stehen, als gäbe es dort den Schlüssel zum Himmel (oder zumindest zum Warehouse No. 3). Technisch gesehen ist Ardbeg ein kleines Wunder. Die Brennerei arbeitet mit extrem getorftem Malz (um die 55 ppm – die Nase weiß Bescheid, Octomore lächelt milde), aber schafft es dennoch, eine unvergleichliche Süße in den Whisky zu zaubern. Die langen Fermentationen und die charakteristischen Purifiers in den Brennblasen sorgen dafür, dass der Rauch nicht einfach nur mit dem Vorschlaghammer zuschlägt, sondern tänzelt – salzig, medizinisch, zitronig, manchmal fast frech. Und weil Ardbeg nie genug Spieltrieb hat, schicken sie ihre Experimente auch schon mal ins All (kein Scherz: 2011 reiste Ardbeg-Malz auf die ISS, um in der Schwerelosigkeit zu reifen). Offiziell ging es um Forschung, inoffiziell natürlich darum, den Torf auch intergalaktisch bekannt zu machen, LV Marketingmaschine kicks in. Heute steht Ardbeg da wie ein rauchiger Phönix aus der Asche der 80er-Jahre-Krise. Klassiker wie Ten, Uigeadail oder Corryvreckan sind längst Legenden, während jährlich neue Sonderabfüllungen erscheinen – mal genial, mal verrückt, aber immer mit diesem typischen „Ardbeg-Grinsen“.



Fazit für die Wissenden: Ardbeg ist nicht nur Whisky. Es ist ein Statement: maximaler Torf, maximaler Spaß, maximales Marketing, null Kompromisse. Wer hierher pilgert, wird mit Salz auf den Lippen, Ruß in der Nase und einem breiten Lächeln abreisen – ganz egal, wie sehr der Wind einem den Kilt zerzaust. Oder, wie man auf Islay sagt:



„Ardbeg – es ist nicht nur ein Dram, es ist eine Lebensentscheidung.“

Apropos herpilgern: dann werdet ihr erfahren, warum es heißt, vom WC im 1. Stock läuft die Pisse runter bis in den Shop.

Ardbeg 2



Caol Ila

Caol Ila – der leise Riese am Sound of Islay. Es gibt Brennereien auf Islay, die schreien förmlich „Schaut her!“ – und dann gibt es Caol Ila, die seit 1846 lieber aus dem Hintergrund lächelt. Gegründet von Hector Henderson, steht sie versteckt an einer kleinen Bucht bei Port Askaig, direkt am Sound of Islay, jener Meerenge, die Islay von Jura trennt. Der Name bedeutet ganz unaufgeregt „Islay-Sund“ – und doch flüstert schon das Meer: *Hier wird Rauch gemacht.*



Während Nachbarn wie Ardbeg und Laphroaig lautstark ihre Torfkeulen schwingen, geht Caol Ila seit jeher einen anderen Weg: subtiler Rauch, elegante Zitrusnoten, maritime Frische. Ein Whisky, der so sanft an den Strand rollt wie die Wellen vor dem Stillhouse – aber täusch dich nicht: Mit 35 ppm Torf im Malz hat er genug Power, um jeden Dram-Fan wachzurütteln.

Die große Maschine im Schafspelz

Caol Ila war lange der unsichtbare Held der Blended-Whisky-Welt. Diageo – damals noch United Distillers – baute die Brennerei in den 1970er-Jahren komplett neu auf, nicht etwa, um Hipster mit Single Malts zu beglücken, sondern um den Rauch für Blends wie Johnnie Walker in industrieller Menge zu liefern. Sechs riesige Stills (die größten auf Islay!) dampfen hier seitdem Tag und Nacht, als gäbe es eine gesetzliche Mindestmenge Torf pro Liter. Insider wissen: Wer Caol Ila besucht, sieht eine Brennerei, die mehr an ein modernes Kraftwerk erinnert als an ein romantisches Stone-Cottage. Edelstahl, Glasfassaden, meterhohe Maschinerie – und mittendrin dieser Blick auf den Sund, bei klarer Sicht mit den majestätischen Paps of Jura im Hintergrund. Dramatisch schön, auch wenn die Stillmen drinnen lieber auf die Temperaturanzeigen schauen.

Vom Blend zum Star

Jahrzehntelang blieb Caol Ila ein Geheimtipp: Die meisten Tropfen verschwanden in Blends, und Single-Malt-Abfüllungen waren rar. Erst in den 2000ern begann Diageo, den Schatz zu heben – und plötzlich erkannten Kenner, was sie all die Jahre verpasst hatten: ein Islay-Malt, der Rauch und Zitrone tanzen lässt, salzig wie Meeresluft, mit einem Körper, der mal cremig, mal mineralisch spielt. Und weil Islay nie stillsteht, gibt es heute nicht nur die klassischen torfigen Abfüllungen, sondern auch unpeated Caol Ila – ein Oxymoron, das zeigt, dass man auch ohne Torf ein Meister der Balance sein kann. Insider nippen dann an den „Unpeated Specials“ und nicken wissend, während der Rest der Welt verwirrt fragt, warum ein Islay-Whisky nach Birne und Honig riecht.

Fazit für Kenner

Caol Ila ist der Understatement-Champion: groß in der Produktion, subtil im Stil, tief im Charakter. Wer sich hier an der Bucht einen Dram gönnt, bekommt Islay pur – aber eben nicht als Torfhammer, sondern als rauchigen Seidenhandschuh mit einer Prise Meersalz. Oder, wie ein alter Stillman angeblich einmal sagte:

„Wir machen Rauch für die Welt – und ein paar Flaschen für die, die’s wirklich verstehen.“

